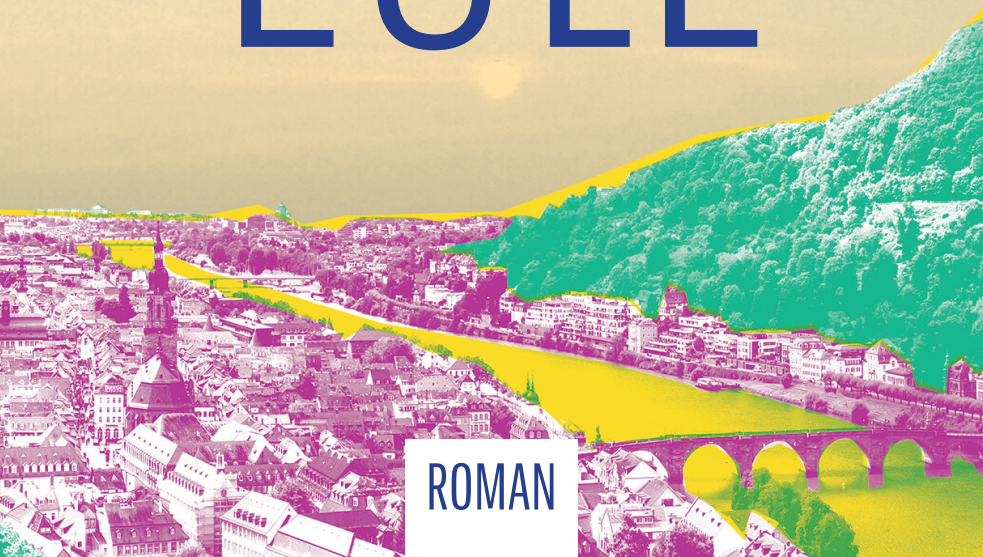


Andrea Willig

DIE EULE



ROMAN

Andrea Willig, 1954 in Bad Kreuznach geboren, Studium der Literatur, Linguistik & Philosophie in Heidelberg, Abschluss M. A., längere Aufenthalte in Spanien und den USA, Mutter einer Tochter, seit 1987 Radioredakteurin, lebt in Heidelberg.

November 2018

© 2018 Edition Essentials GmbH & Co. KG, Heidelberg
info@edition-essentials.com

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen und Datenbanken.

Gedruckt in Deutschland.

ISBN: 978-3-947670-02-4

Teil 1

Das rote Buch

Mai 2016, Heidelberg, Marktplatz

Es hat mich gerührt und mir ein bisschen geschmeichelt, als Clea am letzten Tag vor ihrer Abreise nach Barcelona das rote Buch ›Mama, erzähl mal‹ hinter dem Rücken hervorzauberte. Eine Fragensammlung mit freien Zeilen für Antworten. ›Was war der schönste Tag deiner Kindheit?‹ ›Wie hast du dich in Papa verliebt?‹ ›Wovon hast du immer geträumt?‹ Solche Sachen, eine Art Erinnerungsbuch. Meine Tochter küsste mir die Stirn, sie ist ein gutes Stück größer als ich. »Und wenn ich in einem Jahr zurück bin, hast du das alles schön für mich ausgefüllt, Mama, okay?«

Gerne hätte ich etwas Tiefes, Bedeutungsvolles getan oder wenigstens gesagt. Dabei wusste ich es besser. Meine Tochter ging nicht für den Rest ihres Lebens nach Timbuktu oder Sibirien, sondern für zwei Semester nach Barcelona. Und das Buch mit den freien Zeilen war nicht die ›Heilige Schrift‹, schon gar nicht ›Das Kapital‹, rot hin oder her. Kein Grund also, gefühlig oder pathetisch zu werden! Trotzdem. Es stand

nicht gut um meine Gelassenheit. Und ich spürte, dass Clea das spürte. Ihre Zuwendung hatte fast etwas Mütterliches. Verkehrte Welt.

Später kamen mir Zweifel. Als Cleas Vater vor vier Jahren starb, gab es für mich nichts außer Gegenwart. Ich brauchte meine ganze Kraft, um von Moment zu Moment standzuhalten über dem Abgrund äußerer Anforderungen und innerer Verzweiflung. Irgendwann wurden die Zeiträume länger, heute Abend, morgen, in einer Woche. Doch immer mit Blick nach vorne, immer in Richtung des Kommenden. Ich schwor der Vergangenheit ab, ließ sie hinter mir, die Zeit mit ihm, ohne ihn, mit ihm. Von Knoten zu Knoten, wie an einem Rettungsseil, zog ich mich vorwärts. Hinaus und weiter, bis heute. Und jetzt ein Erinnerungsbuch? Das Seil loslassen, mich umdrehen und zurück in bedrohliche Stromschnellen? Mein Gleichgewicht schien mir noch immer fragil. Noch immer fühlte ich das Nachbeben einer schweren Erschütterung. War es nicht genug, von morgen an und wahrscheinlich den Rest meines Lebens wieder allein zu leben, Single zu sein, nur für mich, nach der sogenannten Familienphase?

Ich öffnete das Fenster. Auf dem Dach gegenüber versuchte eine Krähe der anderen einen Wurm aus dem Schnabel zu zupfen, die Vögel hüpfen umeinander. Harmlose Hucklebeins. Der Himmel war grau verhangen wie fast schon den ganzen Sommer. In der Dämmerung verschwamm ein trüber Tag in einem trüben Abend. Mit einem Mal flogen die Vögel auf und verschwanden.

Andererseits: Vielleicht passte beides zusammen? Vielleicht könnte aus diesem Leben, das Punkt für Punkt, eins nach dem anderen immer nur vorwärtsging, eine Linie wer-

den, die in beide Richtungen wüchse, in die Zukunft UND in die Vergangenheit? Die Abenteuer von damals aus der Versenkung holen und aufschreiben für Clea – wieso nicht? Vielleicht schaffen die alten Geschichten ein neues Klima für die Lebensphase als Alte? Angeblich entwickelt man sich ab 50 doch sowieso wieder Richtung Kindheit, mental jedenfalls. Die sogenannte ›Arbeit mit dem inneren Kind‹ fand ich immer etwas befremdlich, es muss ja auch nicht in Arbeit ausarten. Aber vielleicht inspiriert und stärkt mich der ein oder andere Ausflug in die frühen Jahre? Und selbst wenn es nur eine Ablenkung wäre, kein schlechtes Projekt! Ja, ich würde es wagen. Plötzlich stand der Entschluss. Ich schob die Papiere auf dem Schreibtisch zur Seite und legte das Buch ›Mama, erzähl mal‹ genau in die Mitte zwischen die Eulenskulptur und den blauen Pappmaché-Stier. Ich würde loslegen, sobald Clea abgereist war. Ich würde den Abschied am Flughafen überstehen und zu Hause sofort mit dem Schreiben beginnen!

Passiert ist dann allerdings nichts. Fünf Wochen ist sie nun fort, die Wohnung still. Nach fast fünfundzwanzig Jahren bin ich zum ersten Mal wieder allein – und kann mich zu nichts aufraffen, nichts, was über die Arbeit und das Notwendigste hinausgeht. Dabei kommen die Erinnerungen an früher ganz spontan. Wann immer mir das rote Buch ins Auge fällt, blitzt etwas auf aus meiner Zeit als kleine Ausreißerin. Bilder, die stark und unmittelbar sind, gleichzeitig fern, fast als seien es nicht meine eigenen, sondern die eines anderen Kindes, eines mutigen, eigensinnigen, das ich gut kannte, doch im Lauf der Jahre vergessen habe. Wenn Clea nun mehr über dieses Kind erfahren will, über das Mädchen, die junge Frau, die ich vor ihrer Geburt war, und wenn dieser Wunsch dazu führt, dass das Mädchen selbst fast wie ein Jack in the Box aus der

Schachtel herausspringen will, dann sollte es doch möglich sein, die Lethargie abzuschütteln und endlich anzufangen!

Ich gehe es so an: Bevor ich handschriftlich Frage für Frage in ›Mama, erzähl mal‹ beantworte, mache ich mir erst mal Notizen, und zwar ganz normal am Computer. Als Vorbereitung und ersten Schritt. Ich knipse die Stehlampe an und öffne den Laptop.

Stark zu meiner Zeit

Juli 1972, Heidelberg, Schloss & Altstadt

Ich bin stark, ich bin müde, ich schaffe das. Zum Glück ist heute auch keiner da, der ganze Schlossgarten still, der Mauerbogen frei nur für mich. Heute stinkt es auch kaum nach Pisse und so, trotz der Klopapierknäuel im Gebüsch und der schlappen Dinger, die mein Bruder Elvis mal Pariser genannt und dreckig gelacht hat, ohne sagen zu wollen, was es ist. Gestern Abend musste ich ewig hinter einem Baum lauern. Jugendliche mit Bierflaschen haben rumgelungert und eine Riesenzigarette von einem zum anderen gereicht wie die Friedenspfeife von Bao, dem Fuchs, zu Sam Hawkins, wenn ich mich nicht irre, zu Old Shatterhand. Sie haben Gruselgesichter gemacht, die Backen von innen beleuchtet mit einer Taschenlampe im Mund, haben rumgelacht, bis plötzlich die Batterie leer war und nur noch die Schlossbeleuchtung an.

In der Nacht bin ich aufgewacht, es war stockfinster, alles feucht und kalt, komische Geräusche. Aber ich war stark, habe nur an später gedacht, wenn ich Arzt bin und Kinder wie Romy gesund mache. Ich habe die erste Nacht rumgekriegt, und jetzt schaffe ich die zweite. Die muffige Häkeldecke so

um den Bauch wickeln, dass ich die Arme noch reinschieben kann, den Kopf auf den Beutel mit meinen Sachen – autsch, mein Ohr? Ich springe auf. Klar, die Küchenmesserspitze. Hat sich durch den Stoff gebohrt. Elvis ist der Einzige mit einem richtigen Taschenmesser, genau wie mit dem Pelikanfüller, wir Mädchen haben nur Gehas. Wenigstens blutet es nicht, fühlt sich jedenfalls trocken an. Ich schiebe das Messer unter das Heft, drücke den Beutel zurecht, wickle mich wieder ein und lege mich aufs andere Ohr. Ganz schön hart, muss die Blechflasche sein. An die habe ich beim Packen als Erstes gedacht, wegen dem Durst, dann an die Zahnbürste aus dem Becher mit meinem Namen. Sie sollten gleich sehen, dass mir nichts passiert ist, sondern dass ich – auf Achse bin, so wie der Alte, der plötzlich weg war, vor zwei Jahren, abgehauen, und wir nur noch zu siebt waren, ich und Mama und meine Geschwister. Die Strickliesl habe ich gern dagelassen und natürlich das Sonntags-Kirchen-Kleid mit der Schleife.

Morgens liegt ein Mann an der Mauer. Er guckt komisch, nicht wie ein Besoffener oder wie der zurückgebliebene Rudi, den Elvis immer Inzuchtli nennt, mehr so wie – keine Ahnung, besser ich packe meinen Krepel und verschwinde, renne durch den Schlosspark, bergab in die Stadt.

Die Türen zum Bergbahnwartesaal sind noch geschlossen, nur Straßenkehrer und Müllwagen unterwegs. Vor einem Polizeiauto verstecke ich mich in einem Hauseingang. In der Hauptstraße waren wir mal mit Mama zum Stadtbummel, auf dem großen Platz vor der Kirche haben wir Eis bekommen. Nicht dran denken jetzt. Ich bewege mich immer so, als wäre ich irgendwohin unterwegs, als würde ich einkaufen gehen oder zum Turnen. Wenn man das lange macht, in der Sonne

durch das Gewühl, kann sogar eine Kirche gut sein. Die Kühle, das Dämmerlicht. Auf der hintersten Bank in der Ecke lasse ich die Beine baumeln. Der Raum ist riesig, der Altar kilometerweit weg. Es riecht nach fast nichts, nicht nach Weihrauch, auch nicht nach Kerzenwachs, vielleicht ein bisschen nach Steinen. Die Orgeltöne fliegen ganz leise herum, stoßen nirgendwo an, wie diese weichen, haarigen Pflanzenschnüre im Bach. Nicht so wie bei uns im Dorf, da kracht die Musik schon beim Reinkommen mit voller Wucht gegen die Ohren, die Mauern und die Heiligenbilder. Jetzt bloß nicht an Mama denken, und nicht an meine Schwester Romy mit ihren verdammten Windeln. Am besten gar nichts denken. Vor der Maria auf der anderen Seite stehen zwei alte Frauen mit Kopftüchern und beten. In der ersten Reihe vorne am Gang sitzt ein Mann allein, sonst sehe ich niemanden, alles leer. Ich bete ein Vaterunser. Das geht ratzfatz. Eigentlich glaube ich nicht richtig an Gott. Wie sollen ›sein Stecken und Stab‹ mich trösten, die benutzt der Alte zu Hause für was ganz anderes als zum Trost. Gott ist kein alter Mann mit Bart, hat der Lehrer gesagt, er ist der allmächtige Vater, sein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden. Und mein Wille? Ich will ja gut sein! Aber die Guten sind eben nur die Erniedrigten. Immer nur: Demütigt euch, damit ER euch erhöhe zu seiner Zeit. Wann soll das sein, zu seiner Zeit? Wo ich doch jetzt ganz bald aufs Gymnasium muss, wenn das alles was werden soll. Ich will gut sein, und stark zu meiner Zeit!

Beim Hinausgehen werfe ich 15 Pfennig in den Kollektenkasten. Jetzt habe ich noch siebzig Pfennig, ich muss das nicht zählen, ich weiß es, ein Fünfziger und zwei Groschen in der linken Hosentasche, da habe ich immer das Wertvolle drin, nur meine Eule ist noch im Beutel. Siebzig Pfennig. Und

39 Tage, bis das neue Schuljahr anfängt. Ohne mich in der Erich-Kästner-Volksschule in Neckarellenbach. Mit mir im Gymnasium hier in Heidelberg! Ich krieg das hin. Für mich, für Mama und Romy und alle, die dasselbe haben wie sie.

Als die Sonne ganz oben steht, bei High Noon, kann ich nicht mehr widerstehen. Im selben Salon wie Mama kaufe ich mir ein großes Eis, drei Bollen, zwei Schoko, ein Zitronen, noch 40 Pfennig. »Na, Kleiner, was darf's denn sein«, hat die Frau hinterm Tresen gefragt, dabei bin ich schon im März elf geworden! Immerhin hat sie nicht ›Kleine‹ gesagt, das wäre ja noch kleiner. Die Meckifrisur, die ich gerne hätte, schneidet Mama mir nicht, aber doch ziemlich kurz, und ich habe auch noch ein bisschen nachgeschnitten. Mit Elvis' abgelegten Hosen und Shirts sieht es schon stark aus. Zum Glück finde ich den Trinkwasserbrunnen wieder und kann meine Blechflasche auffüllen. Neben dem Spielplatz wirft ein Kind einen angebissenen Apfel und ein ganz unausgepacktes Wurstbrot in den Abfalleimer, Teewurst, meine Lieblings. Es wird immer voller, ich falle gar nicht mehr auf, überall Leute, in den Gassen, auf der Hauptstraße, Leute, Leute, rein in die Geschäfte und wieder raus, rein in die Straßenbahn, wieder raus. Auf der schmalen ›Unteren Straße‹, komischer Name, ist noch mehr los. Vor den offenen Kneipentüren drängeln sie sich, jede Menge Studenten mit langen Haaren, Amerikaner und ein paar Landstreicher oder so. Als ich wieder zu meinem Schlafplatz hoch will, ist es plötzlich schon dunkel, richtige Nacht. Und das Schloss so weit weg. Dann lieber zurück in die Straße mit den Leuten, zu dem Eingang mit der Treppenstufe, wo mich keiner sieht. Nicht dran denken jetzt, stark sein. Mir fallen fast die Augen zu, da höre ich auf der anderen Seite ein Klirren und bin gleich hellwach.

Auf dem Boden ein Schlüssel. Ein langer junger Mann klopft seine Hosentaschen ab, vorne und hinten, guckt auf den Boden, sieht aber nichts. Dann hämmert er gegen die Tür, beim Reingehen muss er den Kopf einziehen, sonst würde der oben anstoßen, ein richtiger Riese. Er ist drin, die Tür zu. Jetzt! *Minimax trixitrax, ein Atemzug tief in den Bauch.* Die Formel wirkt, gleich fühle ich mich stark, sehe mich um, keiner achtet auf mich. Geschmeidig wie Sicherheitsoffizier Tamara Jagellovsk aus Raumschiff Orion gleite ich hinüber, bücke mich unauffällig. Zwei Schlüssel sind es und ein kleiner Notenschlüssel aus Blech. So leise wie möglich schliesse ich auf. Drinnen fast dunkel. Am Ende des Flurs, unter der Treppe, ein großer Holzkasten. Eine Schatztruhe? Abgeschlossen, blöd. Die kriegt auch die Formel nicht auf. Aber wenn es brenzlich wird, so wie eben, dann funktioniert sie 1 a. Zweimal hintereinander bin ich mit der Formel dem Alten entkommen, und als Bingo, der Riesenschnauzer vom Sägewerk, sich wieder um mich klammern und rammeln wollte, *Minimax trixitrax, Luft in den Bauch*, dazu eine Kopfnuss und zack, weg ist er! Hat mir auch leidgetan, weil ich ihn eigentlich mag, den wolligen Bingo. Aber es hat die Kraft der Formel bewiesen, die magische Kraft. Nur bei der Geheimtruhe, na ja. Immerhin, sie ist fast so groß wie mein Bett. Ich schlafe sofort darauf ein.

Fatigue

Mai 2016, Heidelberg, Marktplatz

Das Blut bemerke ich erst, als ich mit dem Finger hineintippe. Ich drücke Daumen und Zeigefinger gegen die Nasenflügel

und versuche den Fleck von der Tastatur zu wischen, ohne dass Blut in die Technik eindringt.

Kürzlich hatte ich das Nasenbluten ausgerechnet bei der Arbeit, direkt vor einer OP. Alles war vorbereitet, der Patient wurde hereingerollt, ich stand schon an meinem Platz am Kopfende, wollte den Tubus legen, die Infusionsparameter prüfen, da tropfte es in meinen Mundschutz. Ich konnte mir gerade noch einen Tampon in jedes Nasenloch stecken. Damit konnte ich dann aber nicht richtig atmen und musste abgelöst werden.

Es ist nicht das Nasenbluten, das mir am meisten zusetzt, es ist die Mattigkeit, dieses Antriebslose. Schon morgens der Kampf aufzustehen, das Nicht-richtig-wach-Werden. Sind das die Wechseljahre? Ein Eisen- oder Vitamin-D-Mangel? Bestimmt nichts Ernstes. Oder könnte es eine neue, heimtückische Trauerphase sein? Ein Rückfall sozusagen?

Der ersten akuten Schockreaktion vor vier Jahren waren quälende Monate des Schmerzes und der inneren Leere gefolgt, Arbeitstage, die ich gewissenhaft, aber teilnahmslos hinter mich brachte. Nächte im Halbschlaf voller Gespenster, Verlassenheit, Sehnsucht und Angst. Das Hadern mit dem Schicksal, das Gefühl, mit schuld zu sein, zu wenig geliebt zu haben. Irgendwann habe ich eingewilligt, ein mildes Psychopharmakon zu nehmen. Nach und nach ging es auch ohne besser. Ich konnte wieder ein bisschen mitspielen, mitfühlen, Anteil nehmen. Ohne Erik, meinen Hausarzt und Freund, aber vor allem ohne Clea hätte ich das nicht geschafft. Clea, unsere Wunderbare. Ein Jahr ist schnell um. Bis dahin muss das Buch ›Mama, erzähl mal‹ fertig ausgefüllt sein. Mit der einen Hand drücke ich die Nase zusammen und mit der anderen tippe ich weiter.

Toni reißt von zu Hause aus. Sie will Ärztin werden, um die kleine Schwester zu heilen. Als Junge getarnt, landet sie mitten in der Studentenbewegung der Siebzigerjahre. Wird Toni ihr Ziel erreichen? Jahrzehnte später stürzt sie in eine Krise und erlebt noch einmal die Abenteuer ihrer Kindheit und ihrer Liebe.

Spannend und sensibel erzählt Andrea Willig in ihrem Erstlingsroman das bewegte Leben ihrer Protagonistin bis in die Gegenwart. DIE EULE spiegelt den Zeitgeist vierer Jahrzehnte in der wunderbaren Stadt Heidelberg.



Verlag
edition essentials



ISBN: 978-3-947670-02-4
€ 18,- [D] / € 18,20 [A]

